

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N. 43.

Sonntag, den 28. Mai 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonntag, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer Auflage von über 2870 Exemplaren mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltthändel.] Verschidenheit ist gerade nicht im Signalement des modernen Israel das „besondere Kennzeichen“, wie aus der Trauerrede des israelitischen Consistorial-Präsidenten Cersbeer auf den Componisten Meyerbeer, der in Paris verstarb und nach Berlin überführt wurde, zu erhellen. Cersbeer verortete darin: „Nicht ohne Stolz können wir sagen, daß während eines halben Jahrhunderts ein Jude es war, der das Scepter der Inspiration geführt und alles, was in der ganzen Welt musikalischen Geschmacks besitzt, gefangen gehalten.“ Ob durch solche Anerkennung die großen Leistungen Meyerbeer's gewinnen? Daß letzterer den „Inspirierten“ in den Schooß Abrahams überläßt, läßt sich denken. In Berlin ist er einstweilen in's Elysium versetzt; denn ein dasiges Blatt schreibt: Als Meyerbeer nach seinem Einzug im Elysium hielt, war einer der ersten Anwesenden, der ihm in die Arme eilte, Mozart. Lange hielten sich Beide umschlungen und sahen einander dann voll Jählichkeit an. „Weißt, Bruder,“ begann hierauf Mozart im reinsten Wiener Dialekt, „was ich halt an Dir am meisten bewundere?“ „Sprich, Mozart,“ rief Meyerbeer, begierig zu hören, welcher seiner Schöpfungen der große Meister den Preis zuerkennen würde. „Daß Du drei Millionen hinterlassen hast,“ entgegnete dieser mit der ihm eigenthümlichen Naivetät.

In der Provinz **Sachsen**, wo der Protestantismus fast ausschließlich herrscht, scheint es in christlicher Hinsicht gar viel zu stehen. Das dasige protest. Consistorium schreibt in einem Erlaß über Handhabung der Sittenzucht: „So viele Berichte über die kirchlichen und sittlichen Zustände wir auch empfangen, nur selten haben wir die Freude, von Gemeinden zu hören, in denen das Evangelium sich kräftig erweist, die das Bild fruchtbarer Pflanzstätten christlicher Gesinnung und christlichen Lebens darbieten, wo wahre Gottesfurcht die Gemeinde durchdringt, und sich bethätigt in warmer Liebe für König und Vaterland, in Gehorsam gegen die Geseze und Obrigkeit, in christlicher Gefühlsführung und Kindererziehung, in Ehrbarkeit und Rechtchaffenheit des Wandels, Nüchternheit und Frömmigkeit des Lebens und Barmherzigkeit gegen die Hilfsbedürftigen. Die meisten Gemeinden haben den Geist

der Zeit über sich kommen lassen, der in Gleichgiltigkeit gegen das Wort Gottes und in Nichtachtung Seiner Gebote sein Wesen hat. Ihr Sinn ist auf die Welt, der Welt Güter und ihre sinnlichen Freuden gerichtet und sie fragen nicht, ob ihr Treiben vor Gott erlaubt ist und wohin es sie führt. Ein rastloses Rennen nach Geld und Gewinn und zerstreuten Lustbarkeiten, Unfrieden in den Häusern, Auflösung von Zucht und Ordnung, Unmäßigkeit und Unzucht bezeichnen an vielen Orten die Herrschaft jenes Geistes.“ Im Einzelnen wird dann hingewiesen auf „die in dem jüngeren Geschlecht herrschende Unzucht,“ ihre Ursachen und Folgen, auf die auch bei älteren Leuten waltende „Eitelkeit, Hoffahrt und Vergnügungssucht,“ „das Laster der Völlerei und Trunksucht,“ „die Nichtachtung fremden Eigenthums,“ insbesondere die „Feld- und Holzdiebstähle.“ Das sind bittere Früchte, die auf dem Geburtsboden der Kirchenspaltung reifen.

Was die Conferenzmächte in London bezüglich **Schleswig-Holsteins** bräuen, macht den Draußenstehenden viel Kopfzerbrechen. Sie erfuhren aber bisher nicht viel davon und unterhalten sich und die Zeitungen mit ihren eigenen Wünschen und Hirngespinnsten. Die fortschrittlich-nationalvereinigten Herzogmächte haben sich einstweilen gespalten, indem ein Theil der preussischen jezt den „Legitimen“ wohl einen guten Mann sein ließe, falls Preußen die meerschlungene Braut heimführen könnte. Gefallen hätte es schon an ihr und an Werbern fehlt's auch nicht, da selbst aus Breslau Empfehlungen des starken Liebhabers abgegangen und richtig angekommen sind. Allein die Liebliche wird erstens stark bevormundet, so daß sie schwerlich ihrer Neigung frei folgen darf und wär' auch das nicht, so besitzt sie doch das Korb-ertheilungsrecht und scheint zulezt wirklich eine Passion für den legitimen Herzog gefaßt zu haben, der sich hübsch in ihrer Nähe gehalten, um nicht des Sprüchleins Wahrheit zu erfahren: „Kommst mir aus den Augen, kommst mir aus dem Sinn.“

Dieser deutsche Jüngling — was würde er aber sagen, wenn die Conferenzmächte ihm einen Strich durch die Rechnung machten? Er hat selbst das Ausland zum Schiedsrichter aufgerufen, hat von Napoleon, „im Angesicht

des Himmels weiter nichts verlangt, als eine strenge unparteiische Prüfung seiner Rechte und Beschwerden, die er mit Vertrauen von Seiten der angerufenen Majestät, von jenem Geiste hoher Gerechtigkeit, den sie so häufig auf so hochherzige Weise bekundet habe, erhoffe und von der er ohne Besorgniß die Entscheidung erwarte.“ Wenn es nun der „hohen Gerechtigkeit“ auf der Conferenz vereint mit den übrigen Mächten dennoch gefallen hätte, die Entscheidung gegen den Bittsteller an der pariser Kaiserthüre zu treffen, so hätte er kein Recht sich zu beklagen, da er sich freiwillig gehorsamst zur Disposition gestellt, dieser deutsche Herzog, der Deutschlands natürlichem Widersacher das Schiedsgericht über das Geschick deutscher Länder überträgt und der als deutscher Fürst sich schon 1859 an den französischen Hof verfügte, und dort, wie er selbst schreibt, „schöne Tage“ verlebt in einer Zeit, wo der Franzos sich bereits zum Kriege gegen Oesterreich anschickte. Dieser „Herzog“ scheint eben nicht die glückliche Gabe zu besitzen, zu erkennen, was ein „deutscher Herzog Deutschland und sich selbst in jeder Zeit schuldig ist,“ und wenn er dennoch in den Besitz der Herzogthümer kommen sollte, was nicht ganz unwahrscheinlich, so kann er von Glück reden.

In Rußland hat man die päpstliche Rede über die Vorgänge auf dem kirchlichen Gebiet in Polen bitter empfunden. Kaiser Alexander hat an den „sehr ehrwürdigen Joseph, Metropolit von Lithauen,“ ein Schreiben gerichtet, worin er ihm bei Gelegenheit der 25jährigen Jubelfeier des Tages, wo 1839 mehrere Millionen Katholiken „auf friedlichem Wege“ mit der russischen Kirche vereinigt wurden, für die dabei erfolgreiche Mitwirkung seine Anerkennung ausspricht. Dieser sehr ehrwürdige Joseph ist der bekannte abtrünnige Bischof Siemaszko, der Peiniger der Aebtissin Makrina und der „friedliche Weg“ ging durch Betrug, Knute, Deportation, Trennung der Hirten von der Herde und Kirchenraub. Es gehört die russische politische Verlogenheit dazu, die noch neuen Thatsachen in's gerade Gegentheil zu verkehren.

Weiläufig ist der polnische Aufstand in Russisch-Polen so gut wie vernichtet, wenn auch noch einzelne Insurgenten haufen hie und da auftauchen. Die Deportationen dauern fort und sollen sicher über 30,000 Polen in Sibirien und im Innern Rußlands sein. Wie schon früher bemerkt, setzen gewisse radikale Phantasten unter den Polen jetzt ihre Hoffnung auf den Pollerer Garibaldi, der Italien, Ungarn und Polen befreien soll. Nartheit! — Aus Olsusz wird vom 13. d. M. folgendes Verbrechen berichtet: Vor wenigen Tagen erschienen aus dem Olsuzer und Miedowmer Kreise je zwei Gutsbesitzer bei dem die hiesige Besatzung befehligen den kais. russischen Obersten Ehrenroth, um denselben, nachdem sie ihm die von der Nationalregierung erhaltenen Todesurtheile vorwiesen, um Schutz für ihre Sicherheit und Habe zu bitten. Tags darauf, als sie nach Hause zurückgekehrt waren, erschien bei zweien derselben ein fremder, sehr anständig gekleideter Mann, welcher, nachdem ihm die Frage, ob er die Ehre habe, den Gutsbesitzer N. vor sich zu sehen, bejahend beantwortet ward, von einem verborgen gehaltenen Dolch einen so unver-

mutheten Gebrauch machte, daß er einen der Gutsbesitzer sogleich tödtete, den andern aber lebensgefährlich verwundete, ohne daß man seiner habhaft geworden wäre. Es hat dieser Vorfall in den Kreisen der in unserer Gegend wohnenden Edelleute einen außerordentlichen Eindruck gemacht und dürfte derselbe sehr leicht geeignet sein, in deren politischer Haltung einen Umschwung zum Durchbruch zu bringen, welcher der Sache des Aufstandes nichts weniger als förderlich sein dürfte.

In Rom hat der Fürst Borgehe die dort sich aufhaltenden Engländer gehörig abgefertigt. Sie haben dort auch das 300jährige Gedächtnißfest ihres großen Dichters Shakespeare feiern wollen und haben deshalb den Fürsten gebeten, ihnen zu diesem Zwecke sein schönes Landhaus einzuräumen, das unmittelbar vor dem „Volksthor“ liegt. Der römische Fürst hat ihnen aber zum Bescheid gegeben, er habe zu allen Zeiten und unter allen Umständen den nach Rom kommenden Engländern gern Gefälligkeiten erwiesen; seitdem aber Volk und Regierung von England mit dem Lobdienste Roms, mit Garibaldi, förmlichen Götzendienste getrieben, seien seine (höchst kostbaren) Sammlungen, sowie sein Haus und seine Landhäuser den Engländern, so lange er lebe, geschlossen.

Aus Englands Hauptstadt enthielten dasige Blätter neuerdings binnen drei Tagen wieder zweimal die ominöse stehende Rubrik Death from starvation (Hungertod) in London. Die letzte Verhungerte war eine arme 73jährige Wittne, Namens Katharina Willis. Sie war zum Skelet abgemagert und der Ausspruch der Coroners Jury lautet: „Gestorben aus Mangel an Nahrung, Kleidung und Wärme.“ Wir möchten „Times“ und Genossen an's Herz legen, ehe sie so drauf und dran sind, uns arme Deutsche anzufallen, doch dafür zu sorgen, daß ihre eigenen Landsleute nicht verhungern. Daran sollte sie sich auch erinnern haben, als sie über die französischen Budgetverhandlungen schrieb: „Das Kaiserthum ist der Friede. Der Friede wird durch die Dichter als ein mit Ueberfluß gekröntes, lächelndes Mädchen personificirt. Der Friede Frankreichs muß gezeichnet werden als ein ausgehungertes Landmann, ganz in Stahl, sein Feld pflügend mit der Gebuld eines stummen Thieres, seine Nahrung vermindert durch die Kosten seiner Vertheidigungswaffen und seine Kraft gebrochen durch deren Last.“

Der kathol. Erzbischof Cullen von Dublin hat ein Hirtenschreiben gegen die revolutionären Wühlereien in Irland, welche mit Gewalt und Blut gegen den Druck durch England sich zu erheben drängen und gegen den anglikanischen Garibaldipektakel erlassen, den er auf den Seltenhaß gegen das Papstthum und die kathol. Kirche zurückführt. Der Wirth Garibaldi's, der Herzog von Sutherland, hat zu Ehren seines sauberen Gastes ein kleines Sträußchen gehabt. In der Floral-Hall unterstand sich ein Irländer, in seiner Nähe eine unehrerbietige Aeußerung gegen den Gefeierten zu murmeln, der Herzog, das tapfere Haupt des schottischen Clans Chattan, holte sofort aus, um den Verwegenen zu züchtigen, aber der Streich wurde parirt und Se. Gnaden erhielt ein blaues Auge. Ob es nun eine andere Version dieses Vorfalles oder ein zweites Rencontre ist, man erzählt auch, daß der Herzog in

der Floral-Hall ohne Herausforderung nach einem Engländer schlug und nicht nur einen Gegenhieb auf die Nase bekam, sondern beinahe noch in polizeiliche Haft gegeben worden wäre als ein Opfer seiner ritterlichen Manier.

Im Turiner Parlament ist der ebenso niederträchtige als unausführbare Antrag auf Verbot des Peterspfennigs für den heil. Vater verworfen worden. Ebenda erscholl unter großer Aufregung der Feinde des Papstes sein Lob aus dem Munde eines Deputirten in Folge der päpstlichen Rede für die Kirche und ihre Rechte in Polen. Beides Zeichen der Zeit, daß die katholische Strömung im Steigen.

In Belgien, wo das „liberale oder freimaurerische Ministerium“ mit seiner Clique die Gefühle und Ueberzeugungen der kathol. Bevölkerung in despotischer Weise verletzte, bereitet sich der Fall dieser Partei vor, die selbst bei den Wahlen unzählige Mittel nicht gescheut hat, um sich zu behaupten. In Gent, wo der Bürgermeister noch vor zwei Monaten in der liberalen Association mit Entrüstung erklärte, seine Partei wolle ihren Triumph nicht falschen Wählern verdanken, hat man nunmehr die von der Gemeindeverwaltung angefertigten Wahllisten einer Untersuchung unterworfen, deren Resultate ein helles Schlaglicht auf den Charakter der belgischen „Liberalen“ werfen. Bekanntlich ist in Belgien ein bestimmter Steuerbetrag nöthig, um Wähler zu sein. Unter 256 Wählern nun, welche dieses Jahr neu in die Wahllisten aufgenommen wurden, befinden sich 134 Schänkwirthe, von denen beinahe 60 in der Steuerliste als nicht zahlungsfähig aufgeführt sind und darum nicht Wähler sein können. Unter den Nichtwirthen finden sich ebenfalls noch 11, welche, sehr wenig bei Wahlumtrieben, nicht den gleichen Eifer beim Bezahlen ihrer Steuern zeigen. Also in einem Jahr 71 Personen, welche auf Grund von Steuern, welche sie nicht bezahlen, in die Wahllisten aufgenommen worden sind! Doch dieses ist nicht Alles: ein Hauptwähler der liberalen Partei steht in der Wahlliste als 158. Frecs. Steuer zahlend, während auf der Steuerliste nicht einmal sein Name steht. Ein anderer findet sich in der Wahlliste mit einer Grundsteuer von 95 Frecs., obgleich er seine Immobilien hat verkaufen müssen, und mit einer persönlichen Steuer von 100 Frecs., während er nur 38 Frecs. bezahlt, und mit einer Gewerbesteuer von 22 Frecs., obgleich er kein solches Gewerbe hat noch haben kann. Einen Dritten führte die Wahlliste mit einer Grundsteuer von 71 Frecs. auf, während er nicht einmal 5 Frecs. bezahlt, wie die Liste des Steuerempfängers ausweist. Das sind nur einige Beispiele, wie der durch und durch faule moderne Liberalismus Gewissen, Recht und Geseß respektirt! Eitelhafte und verächliche Verkommenheit, wo im schönsten Flor steht der den Jesuiten entgegengesetzte Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel.

Die Sterbe- oder Zügen-Glocke.

Die älteste Nachricht von dem frommen Brauch, für den Sterbenden die Zügelglocke zu läuten, giebt der ehrwürdige Beda (ein Kirchenhistoriker des 8. Jahrhunderts) in der Lebens-

beschreibung der im Jahre 680 verstorbenen Abtissin Hilba von Streanesbach in England. Im 14. Jahrhundert schrieb der Franzose Wilhelm Durand: „Wenn einer stirbt, müssen die Glocken angeschlagen werden, damit das Volk, wenn es dieses hört, für ihn bete.“

Heutzutage ist es wenigstens in Deutschland in den meisten Orten üblich, die Gläubigen sogleich nach dem Verschiden eines Christen durch den Schall der Glocke zum Gebet für denselben aufzufordern. In manchen Gegenden aber wird schon dann geläutet, wenn Jemand in die letzten Züge greift, und für Letzteres ordnen auch das römische Ritual und die Rituale von München, Augsburg, Passau, Eichstädt und andere das Läuten an. Die Pastoral-Instruktion von Eichstädt fügt hinzu: „Zur Zeit der Pest und häufiger Sterbe aber unterbleibt dieses Läuten.“

Um diese schöne Uebung auch in jenen Orten der Münchener Diözese, wo sie bis dahin nicht üblich war, einzuführen, erließ Bischof Johann Theodor von Freising im Jahre 1751 ein Generale, in welchem es heißt: „Da wir es für ein sehr nützliches und den Seelen ersprißliches Werk erachten und gerne sehen, wenn die bereits an verschiedenen Orten eingeführte löbliche Andacht, daß man für die in den letzten Zügen Begriffenen das Zügelglocklein läutet, auch auf dem Lande eingeführt, sohin bei allen Gotteshäusern für die Sterbenden das kleinere Glöcklein mit dreimaliger Absezung geläutet und von Jedermann dabei gebetet werde, befehlen wir, daß ihr dahin trachtet, diesen Brauch, wo er nicht besteht, einzuführen. In Ermanglung einer Stiftung soll dem Messner für seine Bemühung eine Erkenntlichkeit von drei oder vier Kreuzern entrichtet werden.“

Eine derartige Stiftung als immerwährendes Denkmal frommen Fürstensinnes und eine Quelle des süßesten Trostes in den schmerzlichsten Augenblicken des Lebens verdanken die Bewohner von München der Religiosität ihres Fürstenhauses. Churfürst Ferdinand Maria errichtete nämlich im Jahre 1677 in der Klosterkirche der Theatiner eine Stiftung, nach welcher auf jedesmalige Anmeldung für einen Sterbenden in der Stadt und im Burgtfrieden mit der Glocke ein Zeichen gegeben, vor dem hochwürdigsten Gut das vorgeschriebene Gebet verrichtet und an demselben Tag eine heilige Messe für den Sterbenden gelesen wird. Nach der Aufhebung des Theatinerklosters am Anfang unseres Jahrhunderts wurde die Stiftung in die Augustinerkirche, und als bald darauf auch dieses Kloster aufgehoben wurde, in die Frauenkirche übertragen. Täglich wird demnach auf dem Corpus-Christi-Altar nach geendigtem Chorgebet der Domherren für die im Laufe des vorigen Tages oder während der Nacht Verstorbenen das heilige Messopfer dargebracht, und so oft die glaubwürdige Anzeige gemacht wird, daß Jemand in Todesnöthen liege, wird nach gegebenem Glockenzeichen das hochwürdigste Gut ausgesetzt, ein gemeinsames Gebet um Hilfe und Trost für die sterbende Person verrichtet, und darauf der Segen gegeben.

Papst Pius VII. verließ im Jahre 1809 denen, welche beim Läuten der Sterbeglocke drei Vater unser und Ave Maria zu Ehren der Todesangst Jesu und der Schmerzen der allerseeligsten Jungfrau beten, einen Ablass von dreißig Tagen für jedesmal und einen vollkommenen Ablass denen, welche bei mehrmaliger

Uebung dieser Andacht einmal im Monat die heiligen Sakramente der Buße und des Altares würdig empfangen. (Nach dem Münchener Pastoralblatt das Münch. illustr. Sonntagsblatt.)

Schule der Weisheit.

[Was ein Kapuziner vermag.] Daß es Menschen, ja katholische Christen geben kann, welche auch in Todesnoth an Buße und Besserung nicht denken, ja jeden Trost der heiligen Religion zurückweisen, was besonders unter der nobleren, gebildet sein wollenden Klasse sehr oft geschieht, scheint eine unglaubliche Sache zu sein, ist aber leider wahr. Und wie schwer es ist, solche verstockte oder verblendete Menschen zu Gott zu bekehren, welche Klugheit dazu gehöre, das werden Seelsorger in großen Städten erzählen können.

Da geschah es nun einst in einer Hauptstadt, daß ein solcher gebildeter Herr auf dem Sterbebette lag. Seine Frau, eine fromme Seele, wollte den Schmerz, daß ihr Gatte, ohne mit Gott versöhnt zu sein, sterbe, nicht erleben. Sie ersuchte daher die gelehrtesten und gebildetsten Priester der Stadt, sich des armen Kranken anzunehmen. Jedoch bei dem superklugen Manne half Weisheit und Klugheit nichts. Mit einigen Floskeln wies er die Männer der Wissenschaft ab, kehrte ihnen den Rücken und war taub gegen alle Worte.

Da der Mann sehr bekannt und sonst geachtet war, so machte das Aufsehen in der Stadt unter den Bekannten.

Der Ruf von der Unbussfertigkeit desselben drang auch in's Kapuzinerkloster. Dasselbst lebte ein schlichter, frommer, glaubensfester, demüthiger Mönch. Derselbe trat eines Tages vor den Provinzial und bat um die Erlaubniß, den Kranken besuchen zu dürfen, er habe gute Hoffnung, ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Lächelnd antwortete der Provinzial: „Mein Lieber, wenn der Professor Theologia F., und der Doktor Theologia G. und der Canonikus M. und der P. und der S. nichts ausrichten, was wirst Du dort beginnen?“

Der gute Mönch bat wiederholt, bis es der Provinzial zuließ, daß er hingehe.

Er ging; vor der Thüre des Krankenzimmers zog er seine Kapuze über den Kopf, öffnete die Thür, steckte den Kopf neugierig hinein und blieb so stehen, damit ihn der Kranke sähe! Dieser erblickte ihn und sprach: „Was wollt Ihr, Pater Elect?“

„Nichts, nichts,“ antwortete dieser, „ich bitte nur um die Erlaubniß, hier stehen bleiben zu dürfen, bis Sie, gnädiger Herr, sterben. Ich möchte es gerne sehen, wie's ist, wenn der Teufel eine Seele holt.“

Und siehe, das wirkte. Pater Elect wurde hineingerufen und eine Stunde später sah man ihn mit der heiligen Wegzehrung zu jenem Kranken gehen, der Tags darauf bekehrt, reuevoll, gottselig starb.

[Ein Zug vom Erzbischof Duclen.] Im Jahre 1819 kam der Herzog von Angoulême in das Hospital der Dreihundert, wo er von den Prälaten, damals noch Bischof von Samosata, als Generalvicar der Groß-Altmosenerie, und von den übrigen Administratoren der genannten Anstalt empfan-

gen wurde. Weil der Prinz Alles sehen wollte, wurde er auch in das Krankenzimmer geführt. Unter den hier befindlichen Kranken erkannte Herr Duclen seine alte Säugamme. Er wandte sich sogleich zum Prinzen und sagte: „Monseigneur, ärgern Sie sich nicht, wenn ich meine Nährmutter umarme.“ und diese entgegnete: „Ach, bist Du da, mein Sohn!“ worüber der Herzog sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die alte kranke Frau nannte sich Wittwe Leduc, und hatte, weil ihr blind gewordener Mann im Spital aufgenommen war, auch ein Pflägen darin und monatlich zehn Kranken erhalten. Später, als sie in dem Hospital nicht mehr bleiben durfte, nahm Herr Duclen, der inzwischen Erzbischof von Paris geworden war, das alte Mütterchen zu sich, ließ sie in dem an seinen Palast anstoßenden Gebäude wohnen, in Allem auf's Beste versorgen und besuchte sie selbst öfter, besonders in ihrer letzten Krankheit, in der er sie von zwei Wärterinnen bedienen ließ.

Ein Hochgewitter.

(Fortsetzung und Schluß.)

Und er brach los der Sturm, noch ehe sie die schützende Felsenwand erreicht hatten! Blitz folgte auf Blitz und Donner auf Donner, und wenn der Regen für jetzt auch nur in einzelnen schweren Tropfen niederfiel, so brauste dagegen der Wind in so gräßlichen Stößen, daß selbst die stärksten Tannen sich vor ihm in tiefster Demuth beugten, während geringere Bäume wie Halme abgeknickt wurden. Dennoch drangen sie vorwärts, zwar langsam, Schritt vor Schritt, aber dennoch vorwärts, und endlich erreichten sie die Stelle, wo es seitab ging, der Felsenwand zu, von welcher der Führer gesprochen. Hier hielten sie einen Augenblick an, um auszuruhen von der gräßlichen Anstrengung, denn der Wind brach sich da an einem Bergvorsprunge, so daß man eher Athem holen konnte. Aber wen erblickten sie nun bei dem grellen Leuchten der Blitze in ihrer nächsten Nähe? Niemand Andern, als den finsternen, unheimlichen Fremden, der sie vorhin in die Hölle gewünscht hatte. Er lehnte an einem Baume und sah wo möglich noch blässer, grimmiger und abschreckender aus, denn zuvor. Dazuhin bewegten sich seine Lippen unaufhörlich, als ob er heftige Worte ausstöße, und wenn sie gleich ob dem Heulen des Sturmes Nichts davon verstanden, so wußten sie doch gewiß, daß, was er sprach, keine Gebete und Segnungen, sondern eitel Flüche und Verwünschungen waren. So trieb es sie denn unwillkürlich vorwärts, um die letzte Strecke — die kürzeste, aber doch die bei Weitem gefährlichste von allen — vollends zu überwinden; aber sowie sie um den Bergvorsprung herum waren, so ersaßte sie ein solch' furchtbarer Sturm, daß sie sich nur mit der allergrößten Mühe ausfrecht erhalten konnten. Doch, um es kurz zu sagen, — trotz aller Hindernisse gelangten sie zum gewünschten Ziele, und nach einer Reihe von unsäglichem Anstrengungen standen sie wohl geborgen unter den Vorsprüngen der riesigen Steinblöcke, welche hier eine wohl hundert Fuß hohe Felswand bildeten. Und wohl ihnen, daß sie dastanden, denn es schien fast, als ob der Himmel nur so lange seine Wasserbehälter verschlossen gehalten habe, bis sie hier sicher untergebracht waren, indem nunmehr mitten im Sturme und begleitet vom ewigen Donner und

Blitz ein so fürchterlicher Plazregen losbrach, daß nach wenigen Minuten schon Ströme von Wasser über die Felswand herabschossen. Das war nun — wie der Führer ihnen vorausgesagt hatte — ein in der That grauenhafter und doch wieder zugleich ein grauenhaft-schöner Anblick!

Lange, lange schauten die Jünger von der Gesellschaft dem fürchterlichen Schauspiel mit staunender Bewunderung zu, während die Dame vor Schrecken ihr Antlitz an dem Busen ihres Gemahls verbarg; da wurde jedoch plötzlich die Aufmerksamkeit von ihnen Allen auf einen anderen Gegenstand hingezogen. Der unheimliche Fremde nämlich war ihnen auch bis hierher gefolgt und hatte sich auf einem Steine hart bei dem großen Wassersturze niedergelassen. Es mußte ihn übrigens eine gräßliche Anstrengung gekostet haben, den Platz zu erreichen, denn im Kampfe mit dem Elementen war ihm einer seiner Schuhe verloren gegangen, und auch sonst sah er schrecklich mitgenommen aus. Darum sah er auch eine geraume Weile ganz stille, den Kopf vornüber gebeugt und die Hände auf den querüber liegenden Alpenstock gestützt, gerade als ob er zu müde wäre, um sich nur aufzurichten. Aber als nun die Donner immer heftiger brüllten und die Blitze immer greller leuchteten, als der Sturm immer fürchterlicher heulte und die Wasser immer stromartiger herabstürzten, da sprang er mit einem Male auf und ballte seine rechte Faust dem Himmel entgegen, während seine Augen wie Feuerräder in ihren Höhlen herumrollten.

„Donnere nur, Donner, und blize nur, Blitz,“ brüllte er mit grunzender Stimme, „iröme nur, Wasser, und heule nur, Wind! Ich frage euch allen und halte euch Stand. Was schreit ihr mich denn so wahnsinnig an! Ich, ich soll den Elbli erschlagen und dann in die Runse geworfen haben? Ihr lügt, ihr lügt und ich will's euch beweisen, daß ihr lügt!“

So brüllte er, und dann nahm er seinen langen Alpenstock und schlug damit gegen einen niederfahrenden Blitz, als ob er die Macht hätte, denselben zu züchtigen. Gleich darauf aber rannte er mit mächtigen Sprüngen dem Wasserstrome zu, der sich über die Felsen hinabstürzte, und schrie wie wahnsinnig: „Ich komme, Elbli, ich komme, ich komme!“

Es war graulich mitanzusehen und noch grauslicher mitanzuhören, so daß den beiden Führern und der Dame förmlich die Haare zu Berge standen; die sechs Herren dagegen und besonders die zwei jungen Touristen schienen den Auftritt von einem anderen Gesichtspunkte aus zu betrachten, denn sowie sie den schrecklichen Fremden dem Wasserstrome zuspringen sahen, verrannten sie ihm den Weg und rissen ihn alsobald mit kräftigen Händen zu Boden. Er wehrte sich, wie man es von einem Rasenden zu erwarten hat, und schlug nicht nur mit Händen und Füßen um sich, sondern blü auch heulend, während ihm zugleich der Schaum vor den Mund trat; aber es half ihm Alles Nichts, sondern die sechs Männer hielten ihn nieder und banden ihm schließlich Arme und Beine so fest zusammen, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

Und das Alles geschah, während das Gewitter in unausgesetzt gleichmäßiger Wuth fortobte, so daß man nicht wußte, war die Furie der Natur größer, oder die der Menschen, welche sie bewohnten! Wie nun aber der Tollwüthige gebändigt war, da brach gleich darauf auch die Kraft des Elementensturmes zusam-

men und der Himmel klärte sich sofort fast eben so schnell wieder auf, als er sich vorhin getrübt hatte. Die Gesellschaft unserer Reisenden konnte also nunmehr daran denken, wieder aufzubrechen, und zwar erschien dies um so notwendiger, als die Meisten von ihnen bis auf die Haut durchnäßt waren; allein was sollten sie nun mit dem Manne beginnen, den sie soeben mit vereinten Kräften gebändigt hatten?

„Es liegt offenbar eine schwere Missethat auf seinem Gewissen,“ erklärte nach kurzem Besinnen der ältere Herr, „und die Erinnerung an diese Missethat, die wahrscheinlich mit einem Gewittersturm, wie wir soeben einen durchgemacht, auf's Innigste zusammenhängt, hat seinen Geist in die Nacht des Wahnsinnes gestürzt. So erkläre ich mir wenigstens den fürchterlichen Austritt von vorhin, allein wer kann wissen, ob meine Vermuthung auf Wahrheit beruht? Dies zu untersuchen ist die Sache der Behörden, und darum geht mein Vorschlag dahin, unseren Gefangenen an den Magistrat des nächsten Dorfschens abzuliefern, damit dieser dann das Weitere anordne.“

„Aber wie wird es uns möglich sein, ihn bis dahin zu transportiren?“ warf nun ein Zweiter kopfschüttelnd ein.

„Auch dies überlassen wir den Behörden,“ erwiderte sofort einer der beiden jüngeren Touristen. Wir zwei, mein Freund und ich, erbieten uns, bei dem Tollen, der hier neben uns vor Wuth schäumt, so lange Wache zu halten, bis von der nächsten Station, auf der Sie die Anzeige machen, die nöthige Transportmannschaft herbeikommt, und Sie Viere nebst der Dame reisen sofort ab, um alles Besprochene zu besorgen.“

„Und erwarten Sie auf jener Station,“ setzte der ältere Herr, der Gemahl der Dame, hinzu, „denn wir haben zu viel mit einander erlebt, als daß wir unsere Reise nicht gemeinsam fortsetzen sollten.“

In der That wurde auch Alles genau so ausgeführt, wie die Reisenden es sich vornahmen, und ich kann daher über das Weitere ganz kurz hinweggehen, um desto baldiger zum Schlusse zu kommen. Die Obrigkeit des nächsten Dorfschens nämlich ließ den Wahnsinnigen holen und übergab ihn sofort weiter an die vorgesezte richterliche Behörde; diese aber sah sogleich ein, daß mit einem Menschen, der in immer gleicher Wuth fortobte, so lange Nichts anzufangen sei, als bis man ihn zur Vernunft zurückgebracht habe, und stellte ihn, nachdem man ihn in einem sicheren Zimmer verwahrt, unter die besondere Obhut zweier Aerzte, welche abwechselungsweise bei ihm wachten. Zu gleicher Zeit untersuchte man Alles, was der Unselige bei sich getragen, auf's Genaueste, und da fanden sich denn — außer einer beträchtlichen Summe von Geld — Papiere vor, aus denen genau hervorging, daß derselbe kein Anderer war, als der Kuoniz, welcher im ersten Theile dieser Erzählung eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Nun setzt man sich mit dem Magistrat des Alpbörtsleins, welchem Kuoniz angehörte, in nähere Verbindung, um vielleicht etwas Bestimmteres über das gemuthmaßte Verbrechen zu erfahren; allein die Mühe war, wie man sich leicht denken kann, eine vergebliche, denn dort hegte man durchaus keinen Verdacht, und so blieb denn keine Hoffnung, daß die Sache je aufgeklärt werde, wenn es nicht gelänge, den Wahnsinn des Kranken zu beseitigen. Doch hiezu schüttelten die Aerzte bedenklich den Kopf, und ein

berühmter Irrenarzt, den man noch beizog, gab ihnen vollkommen Recht.

So vergingen etwa vier Wochen, während welcher der Kranke wegen seiner fortwährenden Tobsucht stets im Zwangshemd gehalten werden mußte; in Folge dieser furchtbaren Aufregung aber nahmen seine Kräfte so schnell und so sichtlich ab, daß seine Auflösung in kürzester Frist erfolgen mußte. Eines Abends nun — doch ich muß zum Voraus bemerken, daß sich an diesem Abend, weil der Tag ausnehmend heiß gewesen war, ein Gewitter am Himmel zusammengezogen hatte, welches eben zum Ausbruch kam, — eines Abends also saßen die beiden Aerzte am Bette ihres Patienten, der, nachdem er sich heute fast zehn Stunden lang auf's Tollwüthigste aufgerieben hatte, nunmehr in einer tobtensähnlichen Schwäche hinschlummerte, und besprachen sich, wie sie schon so oft gethan, über den eigenthümlichen Fall, der hier vorlag, als plötzlich ein furchtbarer Donner und Blitz, gerade wie wenn es eingeschlagen hätte, das ganze Haus erschütterte. In diesem Augenblicke fuhr der Kranke auf, sah mit weit hervorquellenden Augen nach dem grell erleuchteten Fenster und sank dann wieder mit den Flüsterworten: „Elbli! Elbli!“ in seine Kissen zurück. Die Aerzte glaubten, es werde dies sein Letztes gewesen sein, und beugten sich forschend über ihn; aber siehe da — er athmete, er lebte! Ja er lebte nicht nur, sondern er schlug sogar gleich darauf die Augen auf und in diesen Augen lag ein ganz anderer Ausdruck als vorher.

„Der Elbli war da,“ sagte er jetzt halblaut mit todtmatter Stimme; „er hat mir gerufen; ich muß sterben.“

Die Aerzte sahen einander an und prüften zugleich den Puls des Kranken. Es war so, wie der Kranke sagte, er hatte keine Stunde mehr zu leben!

„In einer Stunde,“ sprach nun einer von ihnen mit feierlicher Stimme zu dem unseligen Manne, „in einer Stunde stehen Sie vor dem Richterstuhle Gottes; wollen Sie sich also nicht zuvor mit demselben versöhnen? Ich werde Ihnen einen Geistlichen holen, dem Sie Alles anvertrauen können, was Ihnen auf dem Herzen liegt.“

„Halt!“ hauchte da der Kranke. „Bleiben Sie! Ich bin ein zu großer Sünder, wie soll mir Gott vergeben können! Kommen Sie näher, so will ich Ihnen sagen, warum. Mein Vetter Elbli und ich,“ fuhr er nun mit kaum hörbarer Stimme fort, „wir hatten einen gemeinsamen Oheim. Der Oheim war reich, und ich hätte ihn gern allein beerbt; aber derselbe hatte meinen Vetter lieber und wollte diesem Alles vermachen. Eines Abends hörte ich, wie der Oheim dem Elbli befahl, einen Notar zu holen zum Testamente; da versteckte ich mich neben dem Wege, den der Elbli einschlagen mußte, hoch oben im Gebirge, und wie der Vetter nun in meine Nähe kam, da schlug ich ihn mit einer Haue nieder, um ihm den Gang zum Notar unmöglich zu machen. Ueber diese meine That gerieth der Himmel in einen furchtbaren Zorn, und es entstand ein Gewitter, wie ich noch keines erlebt habe. Ich aber benützte diesen Zorn des Himmels für meine elenden Zwecke und warf den Ermordeten in eine hoch angeschwollene Runse, die denselben mit sich in's Thal hinabriß. So glaubte man, derselbe sei verunglückt, und ich ward, weil der Oheim gleich darauf starb, ohne ferner an ein Testament denken zu können,

dessen alleiniger Erbe. Aber der Ermordete ließ mir fortan keine Ruhe, ich mochte auch hinziehen in der Welt, wohin ich wollte. Stets verfolgte er mich, und eben vorhin ist er mir wieder erschienen, um mir zu sagen, daß ich jetzt sterben müsse.“

So weit war der Kranke in seinem schrecklichen Selbstbekenntnisse, das er übrigens nur mit der größten Anstrengung hervorhauchte, gekommen, als plötzlich ein neuer, von einem heftigen Donnerschlage begleiteter Blitzstrahl vor dem Fenster niederfuhr und die ganze Stube grell erleuchtete. Da war es, wie wenn eine unsichtbare Gewalt den wie todt Daliegenden erfaßt hätte, hatte, denn mit einem Male schnellte er hoch empor, schrie mit furchtbar freischender Stimme: „ich komme, ich komme!“ und sank dann leblos wie ein Klotz zurück. Uebermals beugten sich die Aerzte über ihn, um zu forschen, ob er noch lebe; aber diesmal war der Althem wirklich entflohn, und alle Versuche, ihn von Neuem zum Dasein zu erwecken, erwiesen sich als vergebliche

* * *

Auf diese Art entging der elende Mörder des Elbli der zeitlichen Bestrafung durch den Arm der weltlichen Gerechtigkeit; aber wird deshalb Jemand glauben, daß die erlittene Strafe gering gewesen? Zwanzig Jahre lang trug er den Stachel in sich, und dieser zwanzigjährige unaufhörliche Stachel strafe ihn vielleicht hundertmal mehr, als es der Gang zum Schaffot gethan hätte!

Bermischte Nachrichten.

Münster, 22. Mai. Die heutige Nummer des „Westf. Merkur“ bringt folgendes „Gingefandbt.“ Drei Brüder, Grafen v. S.-K. aus Westfalen, dienten seit 1859 beim 1. Garde-Regiment in P. Der älteste derselben äußerte bei Gelegenheit in geselliger Unterredung mit einem andern Offizier seine Ansicht über das Duell dahin, daß er ein solches nie eingehen werde. Warum nicht? lautet die Entgegnung. Weil unsere Kirche solches verbietet, antwortete der Lieutenant Graf v. S.-K. — Seine Aussage kommt dem Regiments-Commandeur zu Ohren. Er befehlt denselben zu sich, fragt ihn, ob es wahr sei, daß er aus religiösen Grundsätzen das Duell mißbillige. Allerdings, behauptet der edle Lieutenant nochmals. Jetzt werden die beiden jüngeren Brüder vorgeladen und aufgefordert, ihre Meinung über das Duell abzugeben. Beide stimmen mit dem Ältesten ganz überein. Danach werden die drei Offiziere aufgefordert, ihre Meinung über das Duell schriftlich einzureichen. Sie gehorchen. Die ganze Handlung gelangt zum Minister und in den Tagen vor Pfingsten ist durch eine Cabinets-Ordnung die Entlassung der drei Lieutenants entschieden. Edle Grafen, die ihr den trauernden Kameraden beim Abschiede sagtet: „Wir schätzen unsere religiöse Ueberzeugung höher, als die öffentliche Meinung!“ (Höre ihnen! Denn wahr bleibt doch: „Wer im Duell tödtet, ist gleich einem Mörder, und wer da sich dem Tode preisgibt, ist gleich einem Selbstmörder. Die heil. Kirche verweigert solchen Gebet, Opfer und geweihte Ruhestätte — und das von Gottes und Rechtswegen!)

Conig. Ueber Coniger Fallissements giebt der Grandenzer „Gesellige“ folgende nähere Auskunft: „Im Laufe dieser Woche

haben hier sechs Geschäftsleute fallirt: J. Meyer, M. Meyer, Mejerjohn, Graul, Rosenberg und Freundlich. Nr. 1 und 3 haben das Weite gesucht, 4 und 5 sind gerichtlich eingezogen. Mehrere hiesige Bürger, Gutsbesitzer und Bauern aus der Umgegend sind durch diese Fallissements hart betroffen worden, einzelne Familien fast ruiniert. Der hiesige Vorshußverein hat seine 1500 Thlr. noch zu rechter Zeit eintragen lassen. Im Ganzen sollen für 110,000 Thlr. Wechsel in Umlauf gesetzt worden sein. Es ist in letzterer Zeit in Conig sehr stark „gewechselt“ worden, dieser Fall dürfte indessen zur Vorsicht mahnen.“ Die im rapiden Fortschritt durchgegangenen, sowie die einer heilsamen Reaktion entgegen zu sein. Sämmtlich orientalischer Abkunft zu sein.

Eckernförde. Ein preuß. Felsgeistlicher, der von Kiel aus mehrere militärische Stationen und Lazarethe besuchte, schreibt aus Eckernförde, 7. April: „Ich ging dann (im Lazareth) zu den Polen, deren ca. 7, wie ich wußte, ihre Beicht- und Ostercommunion noch nicht gehalten, obschon sie es so sehnlichst verlangt hatten. Kein polnischer Priester war in der Nähe. Ich dachte, dem Uebel müsse wenigstens zur Nothdurft abgeholfen werden. Die armen Kerle müssen in kurzer Zeit wieder vor Düppel (sie gehören alle dem 18. Regimente an und sind fast genesen) und allem ohne Beicht und Absolution, ohne Communion und Trost ins Feuer? Also was thun, da ich keine Sylbe polnisch verstand, etwa das Wort „Pan“ (Herr) ausgenommen. Zum Glück traf ich Einen darunter, der sehr fertig deutsch verstand und sprach. Durch diesen ließ ich ihnen das Anerbieten machen, die eine oder andere Sünde durch ihn mir zu beichten, alle zu bereuen und mit einzuschließen, und dann bei der ersten Gelegenheit eine vollständige Beicht bei einem polnischen Priester abzulegen. Alle waren damit sehr zufrieden. Nun Alle in die Kniee, die Beichtgebete, die Gewissensforschung (Beichtspiegel), Reue und Leid etc. polnisch vorgebetet und auf die Beicht vorbereitet. Mein Dolmetsch machte seine Sache ausgezeichnet. Dann nahm ich jeden Einzelnen allein im Beisein meines Dolmetschers zu mir, ließ mir eine oder die andere Sünde sagen, gab ihm durch den Dolmetsch einige Belehrungen und Ermahnungen und eine Buße und dann die hl. Absolution. O, wie die guten Tungen froh waren! Wie sie mit größter Bereitwilligkeit durch den Mund ihres Kameraden beichten wollten! Wie sie früh mit Andacht die hl. Ostercommunion empfingen, vielleicht die letzte!“

Petersburg. In einem der neuesten Feste der von Direktor Regel in Petersburg redigirten „Gartenflora“ wird der bei uns als Zimmer-Culturpflanze sehr verbreitete sogenannte Harfenbaum (*Plectranthus fruticosus*) vom Cap als eines der untrüglichen Mittel gegen Motten von diesem achtungswerthen Beobachter empfohlen. Er führt dort den Namen „Mottenkainig.“ Nach den gemachten Erfahrungen soll es schon genügen, ein Exemplar dieser Pflanze im Zimmer zu kultiviren, um alle daselbst befindlichen Gegenstände vor den Angriffen der Motten zu schützen.

London. (Garibaldi — Charakterlos). Man hat wirklich Garibaldi als einen edlen festen Charakter gepriesen, und unbegreiflicherweise sogar auf christlichen Kanzeln ihn als einen Mann von seltener Charakterstärke gerühmt. Man höre aber, was man der Augsb. A. Ztg. von London schreibt:

Das Garibaldi-Fieber in London hat auch einen Theil der Deutschen angesteckt. Den Dänen versichert Garibaldi: er sei ein wahrer Freund des braven dänischen Volks, und wenn die dänische Regierung seine Dienste annehmen wollte, so würde er sie ihr gern anbieten; wenn er für diese Sache sterben sollte, so würde er im Kampf gegen den gemeinsamen Feind Italiens, Dänemarks und der Freiheit fallen. Dem Schleswig-Holstein-Comité dagegen sagte er, nachdem er einige Ausfälle auf Preußen und Oesterreich, „die zwei großen Despoten,“ gemacht: „Andererseits seien Sie ja überzeugt, daß ich nun und nimmer mit dem Unterdrücker Schleswig-Holsteins sympathisire.“ Diese beiden Antworten, die einander schnurstracks widersprechen, wurden innerhalb 48 Stunden gegeben.

Rennes. Wie das Journal de Rennes meldet, starb dieser Tage in dem dortigen Spital ein Krankenwärter eines urplötzlichen Todes, als er gerade seinen Kranken das Essen zu bringen hatte. Anfangs glaubte man, er sei durch einen Schlagfluß dahingerafft worden, allein bei der Leichensöffnung stellte es sich heraus, daß dem Unglücklichen ein Stück Fleisch, das er hastig hinuntergeschluckt wollte, in der Kehle stecken geblieben war und ihn erstickt hatte.

Frankreich. (Hungerprobe.) In Gussiet wollte sich ein Gefangener durch Hunger tödten. Er wußte die Wärter so gut zu täuschen, daß er diesen Voratz ausführen konnte. Am ersten und zweiten Tage befand er sich wohl dabei und verrichtete seine Arbeit, am dritten und vierten Tage fühlte er eine heftige Kolik, an den folgenden Tagen hatte er keine Schmerzen und schien nicht krank, endlich am fünfzehnten Tage um Mitternacht empfand er einen heftiger Kopfschmerz. Er stand auf, suchte nach Brod und verzehrte ein großes Stück mit Heißhunger. Jetzt ist er wie andere Gefangene und hat die Absicht, sich tod zu hungern, aufgegeben. Der Hunger hat ihm zu wech gethan.

In Italien ist die Hölle los — aber auch der Arm Gottes sichtbar. „La Verita“ erzählt: „In der Emilia ging vor einigen Tagen ein Metzger auf ein Landgut hinaus, um Schlachtvieh anzukaufen. Als er mit dem Bauer in den Stall trat und ein wenige Tage altes Saugkalb sah, das krank war, so sagte er höhnnisch, man müsse zum Priester schicken, daß er ihm die Seele aussege. Der Bauer sagte Nichts dazu, sondern schloß mit ihm den Handel ab, wozu Jener gekommen war, und verabschiedete ihn. Als der Metzger auf dem Heimwege bei der Pfarrwohnung vorbeiging, klopfte er an das Thor und sagte, in dem und dem Hause befindet sich ein Todtkranke. Der Seelsorger begab sich eilfertig an Ort und Stelle und fand das franke Kalb. — Der Metzger ging nach Haus; aber es kam für ihn kein zweiter Tag mehr, denn am Morgen des andern Tages lag er als kalter Leichnam im Bette.“

Jerusalem. Am 25. März Abends hielt Abt Haneberg aus München in der Grabeskirche eine deutsche Predigt (an diesem Abend wird von den Vätern des heil. Landes immer in fünf oder sechs verschiedenen Sprachen gepredigt), die mir von den Deutschen, die sie hörten (ich war abgehalten), als trefflich geschildert wurde. Wohl zu bemerken, die meisten dieser deutschen Zuhörer waren Protestanten, freilich solche, die den Sekteuzugigen nicht verleugnen, und sich freuen, wenn ihm die Ehre gegeben

